

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 6

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALTERNATIVE GESCHICHTSSCHREIBUNG?

Zur Kontroverse um einen Dokumentenband

Seit kurzem liegt nun jener Dokumentenband zur «Schweizerischen Arbeiterbewegung» in zweiter Auflage vor, dessen unerquickliche Vorgeschichte den einen als Beispiel für die Unterdrückung einer unbequemen Publikation gilt, während im Gegenlager dieses Buch linksorientierter Historiker schon im voraus als Angriff auf den bürgerlichen Staat scharfe Ablehnung fand. Das Experiment, eine bewusst klassenkämpferisch sich gerierende Geschichtsdarstellung in einem bürgerlichen Verlag erscheinen zu lassen, war fehlgeschlagen. Zur Kritik an dem äusseren Verlauf, wie es zum Eklat mit dem Huber-Verlag in Frauenfeld und beim zweiten Versuch mit dem Suhrkamp-Verlag kam, gesellt sich nachträglich die Verwunderung über die Vehemenz, mit der sich sowohl die Verfasser als auch die in der Folge entlassenen Verlagsleiter für ein noch unausgereiftes Projekt eingesetzt haben.

Um es gleich vorwegzunehmen: die Initiative, einen Dokumentenband zur Geschichte der schweizerischen Arbeiterbewegung vorzulegen, ist grundsätzlich nur zu begrüssen. Wohl existieren eine Reihe von einschlägigen Einzelstudien; angesichts wesentlicher Lücken hatte sich bisher noch niemand an den Versuch gewagt, anhand einer Dokumentenedition einen Gesamtüberblick über die Entwicklung der schweizerischen Arbeiterbewegung zu geben.

Eine zweite Vorbemerkung ist hier anzufügen: es wäre um den demokratischen Meinungspluralismus arg bestellt, wenn für unkonventionelle Geschichtsdeutungen kein Äusserungsraum bestünde. Nachdem das Buch vorliegt, zeigt es sich jedoch, dass das Gebotene weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. Das nunmehrige Erscheinen im «Limmat-Verlag Genossenschaft Zürich» entspricht wohl am ehesten dem politischen Engagement, das die Verfasser im Vorwort vertreten. Doch findet die schon stereotype Forderung nach einer Verifizierung des eigenen politischen Standortes nur fragmentarische Erfüllung. Um gleichwohl die Divergenzen, die bei der Heterogenität einer 39köpfigen Arbeitsgruppe offenbar unvermeidlich sind, möglichst wenig sichtbar werden zu lassen, gab sich das Autorenkollektiv nach aussen ein forciertes Selbstbewusstsein.

Schiefe Ausgangsbasis

Die modische Tendenz, das von der Forschung bisher Geleistete zu verkleinern, um die eigene Arbeit um so besser hervorheben zu können, zeugt von wenig Fairness. Im vorliegenden Fall wird das Buch in einer Weise präsentiert, die nicht unwidersprochen bleiben kann. Die Verfasser bedienen sich einer propagandistisch einprägsamen

Vereinfachung, indem sie ihre spezifische Betrachtungsart als die längst fällige Alternative zur Sicht der «bürgerlichen» Historiker vorstellen. Diesen sei nicht ohne Zufall die Arbeiterbewegung «unter den Schreibtisch gerutscht». Da das Autorenkollektiv eine sinnvolle Geschichtsschreibung nur im Zusammenhang mit einer politischen Motivation begreifen will, gelangt es zum Analogieschluss, dass die «bürgerlichen» Historiker schon ihres politischen Standortes wegen kein besonderes Interesse an jenen sozialen Bewegungen haben können, die sich gegen die bürgerliche Klasse wenden.

Vor mehr als einem Jahrzehnt früher ausgesprochen, hätten die Angriffe auf die sogenannte bürgerliche Historiographie in vielem ihre Berechtigung gehabt. Inzwischen hat sich in der Geschichtsforschung das Gesichtsfeld wesentlich gewandelt. Obwohl etwa Studien über diplomatiegeschichtliche Aspekte oder über einzelne Persönlichkeiten wohl auch künftig besondere Beachtung finden, richtet sich heute ganz allgemein das Hauptaugenmerk auf die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge. Hierzu gehört das schwierige Unterfangen, jene Gruppen und Strömungen aus ihrer Anonymität herauszulösen, die man fälschlicherweise für wenig geschichtswirksam gehalten hatte und die mit den traditionellen Mitteln der Historiographie nur mangelhaft zu erfassen gewesen waren. Die Geschichte der Arbeiterbewegung, die nicht auf die Geschichte ihrer Führer reduziert werden darf, ist ein wichtiger, wenn auch nicht der einzige Teil jenes weitgespannten Forschungsfeldes, das eine intensive Bearbeitung verdient.

Das «Forschungszentrum für Geschichte und Soziologie der schweizeri-

schen Politik an der Universität Bern» hat unter Erich Gruner hierzu eine Reihe von fundierten Studien vorgelegt, über die sich das Autorenkollektiv in souveräner Selbstgläubigkeit hinwegsetzt. Aus zurückliegenden Jahrzehnten vermitteln beispielsweise die Dissertationen von Otto Brugger oder Hans Gustav Keller aus der Schule des Berner Historikers Werner Näf ebenso wie zahlreiche Einzelstudien, die sogar auch im Ausland über Aspekte der hiesigen Arbeiterbewegung erschienen sind, wertvolle Aufschlüsse. Die am Ende des Buches beigefügte Liste der weiterführenden Literatur ist mehr als mager ausgefallen. Sie hätte sonst offengelegt, dass schon in früheren Jahren von der Historiographie für diesen Themenkreis nicht unbedeutende Vorarbeit geleistet worden ist.

Von welchem andersgearteten Standort aus versuchen die Autoren ihr gewähltes Forschungsgebiet zu erschliessen? Die Antwort findet sich in ihrer Ankündigung: «Ausgehend von der Überzeugung, dass Klassenverhältnisse grundsätzlich heute noch bestehen, stellen wir uns auf die Seite derjenigen Kräfte, die in ihrer historischen und aktuellen Aktivität diese Verhältnisse verändern wollen. Dieser politische Standpunkt fliesst auch ein in unsere Geschichtsauffassung.» Der Versuch Ende der sechziger Jahre, aufgrund der Bejahung oder Verneinung des Klassencharakters der Gesellschaft eine Polarisierung herbeizuführen, hat zumal unter Historikern der jüngeren Generation wenig Erfolg gehabt. Denn die Aufgeschlossenheit gegenüber der Historiographie der Arbeiterbewegung, von der umfangreiche Werke wie die Habilitationsschrift von Dieter Groh beredtes Zeugnis geben, ist inzwischen in brei-

terem Kreise zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Auch der Glaube an das Fortwirken von Klassengegensätzen ist keineswegs eine von bisherigen Auffassungen sich scharf abhebende Erkenntnis. Erst die Frage, ob eine Besserstellung der benachteiligten Schichten durch einen möglichst weiten Ausgleich oder durch eine ständige Verschärfung der Klassenantagonismen zu erreichen sei, wird zu einer Scheidung der Meinungen führen, obwohl es auch hier keine Pauschallösungen gibt.

Wie immer letzten Endes die subjektive Auffassung lauten mag, ist die Sympathie mit dieser oder jener Gruppe keine Legitimation dafür, die darzustellenden Vorgänge betont einseitig zu präsentieren. Selbst die geschlossene Konzeption einer marxistischen Geschichtsbetrachtung, wie sie etwa Robert Grimms faszinierendem Versuch einer «Geschichte der Schweiz in ihren Klassenkämpfen» zugrundeliegt, wurde vom Verfasserkollektiv nicht erreicht. Hatte dort die Einseitigkeit wenigstens Methode, so fehlt der von Ezio Canonica im Geleitwort charakterisierten «bewussten Parteilichkeit der Autoren» die gewünschte Transparenz.

Empfindliche Lücken

Das mit einem einführenden Text von Georges Haupt (Paris) versehene Buch gliedert sich in sieben Hauptabschnitte, denen jeweils eine Einführung von recht unterschiedlichem Gehalt vorangestellt worden ist. Schon der erste Teil unter dem Titel «Entstehung der Arbeiterklasse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts» enthält eine verfälschende Simplifizierung, wenn vom «Kampf zwischen den beiden neu sich bildenden

Klassen, Bürgertum und Arbeiterklasse» ausgegangen wird. Hier werden Gegensätze zurückprojiziert, die erst allmählich manifest wurden. Die soziale Frage stellte sich vorerst in der Erscheinung des Pauperismus, ohne dass das entstehende Proletariat bereits in der Lage gewesen wäre, sich selbst zu artikulieren. Die deutschen Arbeitervereine sind für Jahrzehnte Pioniere der politischen Arbeiterbewegung in der Schweiz gewesen, während sich der 1838 gegründete «Grütliverein» in seiner betont nationalen, der Arbeiterbildung zuneigenden Haltung vom Radikalismus und in der Folge vom Demokratismus noch keineswegs klar unterschied. Sowohl in der Einleitung wie durch die nachfolgende Dokumentenauswahl, die fast ausschliesslich die Klassengegensätze hervorzuheben bestrebt ist, bleibt das enge Verhältnis zum radikalen bürgerlichen Flügel ebenso unerhellte wie die kontroverse Entwicklung innerhalb der frühesten Arbeitervereine, die unter anderem durch den «national-demokratischen» und den «sozial-demokratischen» Gegensatz gekennzeichnet ist.

Auch im zweiten Abschnitt über die «Ersten Organisationen der Arbeiterklasse 1848–1880» tritt die schweizerische Arbeiterbewegung mit einer Selbständigkeit auf, die sie in diesen Jahrzehnten immer noch nicht besass. Wenn es nicht schon von Emil Hobi und vor allem von Erich Gruner ausführlich dargelegt worden wäre, müsste man nach der Auslegung der Verfasser annehmen, die Fortschritte hinsichtlich eines besseren Schutzes der Fabrikarbeiter und insbesondere das eidgenössische Fabrikgesetz von 1877 seien fast ausschliesslich gegen das Bürgertum durchgesetzte Postulate der Arbeiter-

organisationen gewesen. Erst der dritte Gründungsversuch von 1888 verlieh der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz Dauer, wobei sogar diese noch kaum etwas anderes war, als die «Verlängerung des Freisinns auf den Vierten Stand», wie dies von Peter Bieler in seiner Studie über den Parteigründer Albert Steck treffend charakterisiert worden ist.

Einige Dokumente nehmen auf die Erste Internationale Bezug, wobei etwa die unterschiedlichen Konzeptionen von Johann Philipp Becker und Hermann Greulich trotz ihrer Bedeutung für das damalige Verhältnis der hiesigen Organisationen zum Internationalismus unerörtert bleiben. Dem Anarchismus im Jura, dem ja, wie auch die Dissertation von Rolf Bigler dargelegt hat, einige historische Relevanz zukommt, sind lediglich zwei Textauszüge gewidmet, während der «Neuen Linken» der Gegenwart doppelt so viel Raum zugestanden wird.

Wo die Forschung Lücken offen gelassen hat, werden diese zumeist ebenfalls übersprungen. So ist im Kapitel «Übergang zur Massenbewegung und zum organisierten Klassenkampf 1880 bis 1914» überhaupt nichts von der «Landesorganisation der deutschen und österreichisch-ungarländischen Sozialdemokraten in der Schweiz» zu vernennen, obwohl es gerade ihre Mitglieder waren, die auf dem Umweg über die Gewerkschaftsorganisationen auf eine Radikalisierung der Arbeiterbewegung in der Schweiz drängten. Auch wäre es von Interesse gewesen, über den Verlauf der innerparteilichen Oppositionsbewegung zu Anfang der neunziger Jahre orientiert zu werden. Die zum Abdruck gebrachten Passagen zum Internationalen Arbeiter-Kongress

in Zürich vom August 1893 lassen nichts von den heftigen Auseinandersetzungen erkennen, die die dort gefassten Resolutionen begleitet haben und die mit dem Hinauswurf der Anarchisten endeten.

Wohl beleuchtet der Abschnitt über die Jahre des Ersten Weltkrieges die Problematik der Burgfriedenspolitik. Die ungeheure Wirkung, die der Kriegsausbruch mit dem Einschwenken auf die nationale Linie für die Gewerkschaftsorganisationen gezeitigt hat, wird dabei übergangen. Die Internationalen Arbeitervereine verschwanden fast alle. Die Massentrückwanderung der deutschen Mitglieder legte vorübergehend ganze Gewerkschaftsverbände lahm, führte aber in der Folge zu einer fast ausschliesslich schweizerischen Kaderbildung. Während der beträchtliche Einfluss, den die deutschen Arbeitervereine und unter ihnen insbesondere der Arbeiter-Bildungsverein «Eintracht» in Zürich auf die Gewerkschaften und schliesslich auch auf dem Umweg über die Arbeiterunions auf die Sozialdemokratische Partei der Schweiz gewannen, einfach ignoriert werden, vernimmt man im Kommentar lediglich, dass vor 1914 und vor allem während des Ersten Weltkrieges zahlreiche politische Emigranten aus Russland und Deutschland in der Schweiz gelebt hätten, von denen einige (!) auch in der schweizerischen Arbeiterbewegung tätig gewesen seien. Die «Eintracht» ist lange Zeit denn doch die grösste politische Arbeitervereinigung Zürichs gewesen, und die entscheidende Rolle ihrer Mitglieder im Zürcher Generalstreik von 1912 ist ja vom Mitverfasser Karl Lang (Tages-Anzeiger-Magazin, Nr. 49 vom 9. Dezember 1972) selbst aufgezeigt worden.

Diese kritischen Bemerkungen unterstreichen das Bedauern, dass über der Absicht, die ständige Konfrontation zwischen Bürgertum und Arbeiterklasse aufzuzeigen, die vielschichtige und vielfach sich widersprechende Entwicklung innerhalb der schweizerischen Arbeiterbewegung kaum zur Geltung gekommen ist. Gerade bei einem für Schule und Kurse in der Erwachsenenbildung postulierten Arbeitsmittel hätte man ein einigermaßen abgerundetes Bild erwarten dürfen. Auch die Abschnitte über die Zwischenkriegszeit, die hier im Zeichen der Spaltung von Sozialdemokraten und Kommunisten stand, sowie über die sich abzeichnende Integration während der Kriegs- und Nachkriegszeit, sind durch die Gegenwartsperspektive geprägt. Trotzdem enthält der mit einem statistischen Anhang und einer Zeittafel versehene Dokumentenband

wertvolle Zeugnisse, die insbesondere auf die sozialen Verhältnisse ein grelles Licht werfen. Im Sinne eines konstruktiven Gesprächs bleibt zu hoffen, dass durch eine ständige Vertiefung jene Lücken wirklich geschlossen werden können, die das Autorenkollektiv zu Recht beklagt hat.

Klaus Urner

¹Schweizerische Arbeiterbewegung, Dokumente zu Lage, Organisation und Kämpfen der Arbeiter von der Frühindustrialisierung bis zur Gegenwart. Hrsg. und eingel. von der Arbeitsgruppe für Geschichte der Arbeiterbewegung Zürich. Mit einem Geleitwort von Ezio Canonica, Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, und einer Einführung von Georges Haupt, Professor an der Ecole Pratique des Hautes Etudes (Sorbonne), Paris, Limmat-Verlag Genossenschaft, Zürich 1975.

USA – DEMOKRATIE IN DAUER UND KRISE

Die Vereinigten Staaten haben zwar im Vergleich zu den europäischen Völkern eine kurze Geschichte – sowohl Goethe wie Heine haben den Amerikanern zu diesem Mangel an historischem Ballast gratuliert –, sie haben aber gleichzeitig eine ungemein kontinuierliche Geschichte. Mit einigen Zusatzartikeln, «amendments», lebt dieser Bundesstaat heute noch im Zeichen einer Verfassung, die im Jahr der französischen Revolution 1789 ratifiziert worden ist; auch die bis dahin souveränen Einzelstaaten hatten längst ihre eigene demokratische Geschichte. Es gibt keinen europäischen Staat, der über zweihundert Jahre derart auf Präzedenzfälle und Regeln Bezug nehmen könnte, wie die

USA das tun. Ein amerikanischer Historiker hat mir einmal den Unterschied in folgender Weise klargemacht: «Welcher europäische Staatsmann des achtzehnten Jahrhunderts würde sich in seinem Land heute auskennen? Alles müsste ihn befremden. Wenn jedoch einer unserer Gründerväter heute auferstünde, würde er keine vierzehn Tage brauchen, um sich in unseren politischen Einrichtungen zurechtzufinden.» Die Kontinuität des politischen Systems steht in Kontrast zur gewaltigen Veränderung der Wirtschaft und der Gesellschaft. Wenn der Staat ein «Überbau» ist, dann muss von einer erstaunlichen Beharrungskraft dieses Überbaus über einen so gründlich ver-

änderten Unterbau die Rede sein. Allerdings ist die Zahl der Optionen in der Legitimierung der Funktionen eines Staates nicht unbegrenzt: direkte, parlamentarische, präsidentielle Demokratie, Mischformen und verschiedene Arten des obrigkeitlichen Regierens. Die Vielfalt der Gesellschaften ist grösser als die der Möglichkeiten und denkbaren Spielregeln der Staatsformen.

Doch hat die Kontinuität der amerikanischen Verfassung, die ein blutiger Bürgerkrieg sowohl in Frage gestellt wie bestätigt hat, noch andere Gründe als den Mangel an Varianten: um so lange zu dauern, muss die Verfassung sich bewährt haben, sie musste auch genügend Elemente der Flexibilität besitzen. Diese Verfassung hat zudem einen sakralen Charakter angenommen, wird viel gefeiert, wenig in Frage gestellt, gehört zu einer Art «Bürgerreligion». Sie wird also nicht nur nach ihrem Funktionieren beurteilt, sondern ist in einer dynamischen Gesellschaft der «ruhende Pol», weshalb auch ihre Unzulänglichkeiten geduldiger ertragen werden, als es vielleicht nach den blossen Kriterien der Brauchbarkeit geschehen würde. Von den zwei Büchern über amerikanische Staatsprobleme, auf die hinzuweisen ist, beschäftigt sich das eine mit dieser Struktur, das andere mit der Krise, die zum Rücktritt des Präsidenten Nixon geführt hat.

«Das politische System der USA» von Kurt L. Shell¹ stellt gesellschaftliche und politische Begriffe wie Institutionen in ihrem Zusammenhang und geschichtlichen Wandel dar, auch die Parteien, die in der Verfassung nicht vorkommen, und die verschiedenen Formen von Konsens und Konflikt in diesem System. Da erhebt sich etwa die Frage, warum die USA keine selbstän-

dige Arbeiterpartei haben, wie es noch der junge Engels erwartet hatte. Da stellt sich das Problem, ob die Gewaltenteilung – nicht durch politisches Misstrauensvotum absetzbarer Präsident, unauflösbares Parlament, unabhängige Bundesrichter – zu einer vernünftigen Aufteilung von Funktionen oder eher zu einer Lähmung politischer Autorität führen sollte oder ob sie – dritte Möglichkeit! – darauf angelegt war, zwischen diesen verschiedenen Instanzen Kompromisse zu erzwingen und dadurch die Schwächung sowohl autoritärer wie extrem reformerischer Impulse zu erreichen. Die Gewaltenschränkung – so Shell – wird mit der Gewaltenteilung verbunden, um die Bremswirkung zu verstärken. Gesetze der Einzelstaaten, über deren Verfassungen Shell nicht eingehend informiert, können wie die des Bundesstaates vom Bundesgericht, dem «supreme court», der Verfassungswidrigkeit geziehen werden, mit tiefgreifenden politischen Folgen; da ist bemerkenswert, dass die Verfassung von 1787 dem Bundesgericht diese Befugnisse gar nicht erteilt hatte, die ihm allmählich zugewachsen sind. Ein Beispiel dafür, dass diese Verfassung eben nicht nur dauerte, sondern in ständigem Wandel war.

Wie ein Präsidentschaftskandidat bestimmt wird, was die Rolle der Wahlmänner, die der «primary votes» ist – lauter Einrichtungen, für die Europa kein Gegenstück hat – wird hier übersichtlich dargestellt, selbstverständlich auch die ursprüngliche Rechtlosigkeit der Schwarzen und die Etappen ihres Aufstiegs zu grösserer bürgerrechtlicher Gleichheit.

Es finden sich in dieser Darstellung ausdrückliche Stellungnahmen, hinter

denen schwierige Probleme lauern. So haben die Gerichte durch Beschlüsse, die das «Busing», den Transport von Schülern nach ferngelegenen Schulen obligatorisch machten, um eine bestimmte Rassenmischung zu sichern, die Rolle eines sozialen Motors gespielt; doch sind heute nicht nur Konservative, sondern auch viele Radikale kritisch gegenüber dem «busing». Kann auf der Ebene der Schulen ein Proporz der Rassen durchgeführt werden, der der Art des Wohnens nicht entspricht? Shell meint (S. 57), es wäre besser gewesen, das «busing» bis in die weissen «suburbs» über die Grenzen des städtischen Schulbezirks hinaus durchzusetzen. Wieviele Stunden Transport zur Schule und nach Hause das für die Schüler bedeuten würde, ist nur eine der Fragen, die hier zu bedenken wären. Jedenfalls gibt es auch unter Liberalen und Radikalen keinen Konsens über das «busing»; das wäre anzudeuten gewesen.

Die aktuelle Frage des Proporz der Rassen und Gruppen stellt sich in verschiedenen Zusammenhängen, so im Beschluss der Demokratischen Partei, durch Quotensystem Frauen, Jugendliche, Schwarze, Spanischsprechende, aber auch Homosexuelle und sonstige militante Minderheiten in die Delegiertenversammlung aufzunehmen. Dass die Wähler die «Quotendemokratie» nicht honoriert haben und der Kandidat McGovern in allen Staaten bis auf einen geschlagen wurde, wird zwar gesagt (S. 57), doch wird nicht deutlich genug gezeigt, dass eine Quotendemokratie hier wie in den Ämtern, den Hochschulen mit dem Verdienst, den Leistungen des einzelnen als Kriterium des Aufstiegs in Widerspruch steht, und dass die Frage des Kompromis-

ses zwischen diesen beiden Doktrinen zum eigentlichen Problem geworden ist.

Wichtig ist der Abschnitt über den Kongress und seine Arbeit. Der Passus über das Anciennitätsprinzip in der Besetzung der Ausschüsse ist allerdings überholt (S. 102). Oft, besonders gegen Ende, stellt Shell das Problem, was «systemkonform» und was «systemsprengend» sei; er verwendet die Ausdrücke «systemimmanent» und «systemtranszendent» ausgiebig, ohne dass der Leser jedesmal ganz verstünde, was da gemeint ist. Man hält sich am besten an den Satz «Der Begriff der Systemkrise ist nicht so ausreichend geklärt, dass man ihn bedenkenlos auf die politische und gesellschaftliche Gegenwartssituation der USA anwenden könnte» (S. 164). Dieser Einführung, der ein ausgezeichnetes Literaturverzeichnis beigegeben ist, ist nicht vorzuwerfen, dass sie auf schmalen Raum nicht alle Fragen klärt, doch fehlt ein Aspekt, den die neue Entwicklung stark akzentuiert hat: das Verhältnis des Präsidenten, der stets Kandidat einer Partei ist, zu dieser Partei. Warum umgibt sich der Präsident immer öfter mit einem von den Parteihonoratioren unabhängigen «team» von Mitarbeitern, anstatt sich wie ein englischer Premierminister auf die Talente in seiner Partei zu stützen? Es können Intellektuelle hohen Grades, meist von der Ostküste, sein wie bei Roosevelt, Kennedy, auch Johnson, oder Neureiche und Leute aus der Werbebranche in Kalifornien wie bei Nixon. Von ihnen umgeben isoliert sich jedenfalls der Präsident zunehmend von den Parteipolitikern, hört auf, Parteiverdienste zu honorieren. Wenn sehr verschiedenartige Präsidenten so verfahren, muss die Emanzipation des Weissen Hauses vom Parteiapparat

tiefe Gründe haben. Deren Analyse bleibt auch in der amerikanischen politischen Literatur noch lückenhaft.

Wolf Zuelzer, der Autor von «Selbsterstörung der Demokratie?»² hat Romanistik studiert, wurde dann Mediziner; in der Emigration hat er sich in Detroit einen grossen Ruf als Kinderpathologe erworben. Ein Aufsatz von Zuelzer über die Watergatekrise in der Zeitschrift «Merkur» war erhellend. Das Buch, das dieser Autor nun vorlegt, führt über den betreffenden Aufsatz kaum hinaus und leidet, so scheint mir, an einem Zwiespalt: einesteils wird der Weg der amerikanischen Politik weg von der Demokratie zu autoritärer Führung gezeigt, in seiner Entsprechung zu Phänomenen der Wirtschaft, andererseits aber erscheint Nixon als ein monströser Einzelfall, der gar nicht in die amerikanische Landschaft passt. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Themen wird dem Autor nicht ganz bewusst. S. 84 lesen wir, nach Watergate sei Amerika «um mehrere Grade demokratischer» geworden, S. 85 wird jedoch gesagt, Nixonleute hätten Methoden, die in der Grossindustrie heute normal seien, auf die Politik übertragen, und Watergate sei «eine blosse Zacke in der Entwicklungskurve der industriellen Gesellschaft». Jede dieser Meinungen hat etwas für sich – beide zusammen können wohl nicht stimmen.

Ein weiterer Mangel: das Buch ist zu direkt aus der Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften genährt, deren Angaben nicht immer durch Recherchen filtriert wurden. So wird vom Krieg gegen Nordvietnam gesagt: «Die lebenswichtigen Deiche wurden mit Bomben belegt» (S. 69). Doch ist die Zurückhaltung im Bombardieren der Städte wie der Deiche eine Tatsache,

wie barbarisch dieser unselige Krieg auch geführt worden ist. Die Zerstörung des kommunistischen Staats von Nordvietnam ist niemals ein amerikanisches Kriegsziel gewesen. Von John Connally, dem einstigen Finanzminister und demokratischen Gouverneur von Texas, wird drei verschiedene Male – Wiederholungen finden sich überhaupt häufig – gesagt, dass ihm wegen Korruption ein Prozess angehängt wurde; er wird dem nachgewiesenermassen korrupten Vizepräsidenten Agnew gleichgesetzt. Nun ist der Vorwurf, dass der Millionär sich mit 10000 Dollar bestechen liess, nicht erwiesen worden; das Interesse des Mannes, der ihn beschuldigte und dem wegen dieses Zeugnisses die Ahndung anderer Vergehen erspart blieb, war hingegen evident, Connallys inzwischen erfolgter Freispruch voraussehbar und korrekt. Ein Leser dieses Buches würde das niemals ahnen.

Nixon hat viel Illegales getan und hat auf das erstaunlichste zu seinem eigenen politischen Untergang beigetragen. Da war ein polemischer «overkill» überflüssig, ebenso wie eine psychiatrische Deutung Nixons, hier als «Soziopath». In Amerika ist zurzeit das Spiel mit ungeklärten psychiatrischen Begriffen populär und hat eine ganze Industrie modischer «psychohistorischer» Bücher hervorgebracht. Der Anfang, Freuds unglückliche Woodrow-Wilson-Analyse, sollte da abschrecken!

Erstaunlich, dass ein Mann, der seit Jahrzehnten in den Staaten lebt und wirkt, ein Buch in deutscher Sprache schreiben konnte, das schwungvoll und lesbar ist. Einige unvermeidliche Amerikanismen und Ungeschicklichkeiten hätte ein Lektorat leicht beseitigen können, etwa die Verwendung von «pathetisch» im englischen Sinn von «jäm-

merlich»; die Wendung «behaarte junge Männer», wo «langhaarige junge Männer» gemeint sind, oder auch ein unfreiwillig komisches Bild wie «Kuhhandel mit der Milchwirtschaft». Das ist kein Vorwurf gegen den Autor, der

aufmerksamere Betreuung gebraucht, aber auch verdient hätte.

François Bondy

¹Kohlhammer, Stuttgart. – ²Piper, München.

EINE DEUTSCHE SATIE-BIOGRAPHIE

Zu Grete Wehmeyers «Erik Satie»

Dieses Satie-Buch ist als Band 36 in den «Studien zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts» herausgekommen¹. Die Placierung innerhalb diesem Forschungsunternehmen der Fritz-Thyssen-Stiftung mag einem vorerst geradezu als Widerspruch erscheinen. Denn in ihrer Satie-Publikation hat Grete Wehmeyer so ziemlich all die physiognomischen Eigenheiten herausgearbeitet, die diesen Musiker als Komponistenerscheinung ausserhalb, oder genauer: gegen das 19. Jahrhundert und seine Ästhetiken gerichtet plastisch werden lässt.

Eine heutige Darstellung dieses Komponisten könne – so meint die Autorin – weder eine Biographie noch eine chronologische Besprechung seiner Kompositionen sein. Zum einen lässt sie die äusseren Stationen dieses tatsächlich wenig ereignisreichen Musikerlebens unter «Biographische Daten» auf einem Raum von nur etwas mehr als zwei Seiten kommentarlos auf sich beruhen. Zum anderen hat sie es aber doch erreicht, Saties Oeuvre von den frühen «Sarabandes» von 1887 bis zu «Cinéma» zu René Clairs «Entr'acte» von 1924 überzeugend in eine mehr oder weniger lineare zeitliche Abfolge zu stellen: Die fünf Kapitelüberschriften

«Neogregorianik und Neogrec», «Simultaneität der Künste», «Alltagsmusik», «Musikalisches Ambiente», «Instantaneismus» vermögen Saties Produktion aus einem Zeitraum von beinahe vierzig Jahren in ihrer Entwicklung festzuhalten.

Grete Wehmeyer bietet hier nicht nur Werkbeschreibung und manchmal sogar -analysen, sondern stets auch Hintergrund, Zusammenhänge und Querverbindungen. Ihr Satie-Buch ist über eine Komponisten-Studie hinaus zugleich ein zusammenfassender Überblick zum Kultur- und Gesellschaftsleben in Paris des ausgehenden 19. und des frühen 20. Jahrhunderts. Was bei Satie in einzelnen Werken thematisch wurde: die Verbindung von Zeichnung, Text und Ton, ist in ihren Bedingungen von der Autorin unter den verschiedenen Aspekten des Bildnerischen, Literarischen und Musikalischen angegangen worden. Dabei entstand eine enorm fleissige Arbeit, die sich ins analysierende Detail vertieft und manchmal geradezu detektivisch Kleinarbeit im Blosslegen und Ausdeuten der Einzelheiten betreibt.

So wird hier eine Parallelität der künstlerischen Bestrebungen zwischen Cézannes Malerei und Satie aufgezeigt.

Handgreifliche Bezüge zwischen dem Komponisten und Alfred Jarry, vor allem zum «Roi Ubu», fallen auf, obwohl sich zwischen den beiden ein persönlicher Kontakt nicht nachweisen lässt. Ausführlich wird hier die Rosenkreuzer-Bewegung nachgezeichnet, zugleich aber die Gegensätzlichkeit zwischen den Kunstidealen des Sâr Péladan und Saties Musikentwicklung hervorgehoben. Überzeugend ist der Beleg erbracht, wie Saties Klavierstücke mit Stories – eben mit ihren Bezügen zu Text und Bild – nicht aus der romantischen Klavierminiatur und auch nicht aus der französischen Entwicklung des programmatischen Stücks von Couperin bis Ravel herauswuchsen, sondern aus dem Cabaret-Chanson.

Bei allem Hang zur Dokumentation der Einzelfakten leistet die Autorin an Ausführlichkeit manchmal beinahe zu viel. Gerade deutschsprachige Leser mögen ihr dankbar sein für die grundsätzlichen Einleitungen wie die zum Kubismus oder zum Pariser Dadaismus und auch zum Bruitismus. Doch in diesem Zusammenhang unnötig ist etwa die Skizzierung des Wagnerianismus in Frankreich seit der ersten Wagner-Aufführung (1833) in Paris mit all den Wellen des Antiwagnerianismus bis zur Zeit des jungen Satie, um die Position dieses Komponisten würdigen zu können. Zum anderen wünschte man sich, dass die offensichtlichen Zusammenhänge zu Jacques Offenbach – nicht nur in Saties Ballett «Mercure» von 1924 – zwingender herausgearbeitet worden wären.

Die Autorin nahm sich in ihrem Satie-Buch vor, dass auch – wie sie sagt – die Bezugspunkte zur Gegenwart deutlich gemacht würden. Dieses Bestreben darf als erfüllt bezeichnet werden und

hebt diese Publikation – was ihr mit eine Legitimation einbringt – entscheidend über die biographischen Darstellungen Pierre-Daniel Templiers (1931) und Rollo Myers (1948) hinaus. So stellt Grete Wehmeyer Saties Fähigkeiten und Neigungen zu Neologismen nicht nur in Beziehung zu James Joyces Sprachartistik, sondern führt die Linie über den Dadaismus weiter zur konkreten Poesie: Bildwiedergaben von Gedichten Mallarmés und Apollinaires ermöglichen hier auch optisch unterstützt die Bezugsbrücken. Durch Saties Collagetechnik – welche als Kompositionsprinzip in der Musik tatsächlich mit entsprechender Stilverspätung erst in den letzten Jahren zwar bis zum Manierismus entwickelt worden ist – wird die – wenn auch nur äusserliche – Beziehung zum bildnerischen Kubismus mit seinen naturalistisch verankerten Realitätsresten aufgezeigt. Doch vermag hier die Autorin zu dokumentieren, dass darüber hinaus für Saties Musik Kubistisches im weitesten Sinn verstanden nicht analytisch, sondern nur atmosphärisch aufzuzeigen wäre. Auch zur Etikettierung Saties als dadaistischer Musiker wird hier überzeugend die Meinung vertreten, dass Saties (Spät-) Produktion nicht diesem Stilbereich untergeordnet werden kann, sondern dass dadaistische Musik – also Musik mit dem für den Dadaismus entscheidenden Moment des Zufalls – tatsächlich erst von John Cage Jahrzehnte danach in die Musikproduktion eigentlich stilbildend integriert worden ist.

Diese Satie-Publikation hatte mit inhaltlichen Schwierigkeiten fertig zu werden. In ihrem Vorwort verweist die Autorin darauf, dass die für dieses Buch ursprünglich geplante Form nicht

beibehalten werden konnte, weil es nicht möglich gewesen sei, von den Editions Salabert und vom Erben des Komponisten das Veröffentlichungsrecht für entscheidende Dokumente zu erhalten. Aus diesem Grund musste ein Anhang hier wegfallen mit den Schriften Saties in deutscher Übersetzung – wie der Autobiographie «Mémoires d'un amnésique», den Texten von «Uspud», «Le piège de Méduse» und «Sports et divertissements».

Gleichwohl vermag diese Publikation auch in dieser Gestalt eine umfassende Vorstellung von Saties in verschiedene Richtungen weisendem Oeuvre zu geben. Ein Nachtrag, der aufgrund der Einsicht der Autorin in unveröffentlichtes Material in der Universität Harvard kurz vor Drucklegung dieses Buchs noch möglich wurde, kann die Vorstellung anhand des bekannten Satie-Werks nur ergänzen, aber kaum ändern. Grete Wehmeyer erbringt da

den Beleg zur Meinung Virgil Thomsons, des amerikanischen Komponisten und Musikkritikers, der 1952 sagte: Im Gegensatz zu Schönberg, Hindemith, Strawinsky, die alle die Vergangenheit entweder weiterentwickelt oder negiert hätten, sei Erik Saties Musikästhetik in der abendländischen Musik die einzige «Ästhetik» des 20. Jahrhunderts. Die Haupteigenschaften von Saties Kunst: Entwicklungslosigkeit, Statik, gewissermaßen Anorganik als Prinzip scheinen – wenn auch bei anderer Materialanwendung – in der jüngsten Produktion zum bestimmenden Faktor bis zur Schreckhaftigkeit geworden zu sein. Eine nicht nur musikhistorische Auseinandersetzung mit Saties Ästhetik drängt sich heute nur schon deshalb verstärkt auf.

Rolf Urs Ringger

¹Grete Wehmeyer: Erik Satie; Gustav-Bosse-Verlag, Regensburg 1974.

POSTUMES VON JEAN GEBSER

Jean Gebser, 1905 in Posen geboren, 1973 in Bern gestorben, ist vor allem als philosophischer Deuter der Ergebnisse moderner Wissenschaft bekannt geworden. Zwei postum erschienene Bücher verdeutlichen und vervollständigen nun das geistige Bild dieses Mannes: die Prosasammlung «*Ein Mensch zu sein*¹» und ein Gedichtband². In einer Reihe künstlerisch geformter Vorträge, die das Prosabuch eröffnen, tritt er uns als Weisheitslehrer auf kulturphilosophischer Grundlage entgegen. Die von ihm in grösseren Werken entwickelte *Theorie der Bewusstseinsstufen* wird hier in einprägsamer Zusammen-

fassung vorgetragen und zu Maximen der Lebensgestaltung ausgemünzt. Gebser sieht das Bewusstsein der Menschheit vom archaischen über das magische, mythische, mental-rationale zum heute sich bildenden integralen, Teilhabe am Weltganzen ermöglichen aufsteigen. Der Einzelmensch hat entsprechend die Aufgabe, von der Ichlosigkeit über die Ichhaftigkeit zur Ichfreiheit, das heisst zur freien, sinnge rechten Verfügung über sich selber fortzuschreiten. Durch solches Ethos möchte Gebser zur Überwindung des Materialismus und der aus Ichverhärtung entstandenen Beziehungslosigkeit des

modernen Menschen beitragen. Ob es dazu wirklich, wie er meint, einer Bewusstseinsmutation bedarf, sei dahingestellt. Vielleicht ist das, was not tut, einfach ein verbessertes rationalmentales Denken.

Gebser war lange in *Spanien* und hat über spanische Eigenart eindringlich nachgedacht, wovon die in der zweiten Abteilung des Buches zusammengestellten Vorträge Zeugnis geben. Er meditiert über Spanien als Land der Widersprüche, die unsentimentale Einsamkeit des Spaniers, den Stierkampf als Rest einer uralten Mysterienhandlung, Don Quijote und Don Juan als Gestalten der «inneren Trauer» und seinen vom «Reich der Mütter» geprägten Freund Federico García Lorca.

Nachdem man beim Lesen der genannten Arbeiten unter dem Eindruck einer harmonisch-kontemplativen Geistigkeit gestanden hat, ist man überrascht, in den anschliessenden Kindheits- und Jugenderinnerungen Jean Gebsters, «*Die schlafenden Jahre*», einen bedrückend leidvollen Werdegang beschrieben zu finden. Die Beziehung Gebsters zu seinen Eltern passt nicht ins ödipale Schema. Er liebte den innerlich vornehmen Vater, einen Rechtsanwalt, und musste die Mutter, eine schöne, lebenshungrige, kaltsinnige Frau, fürchten. Den Tod des Vaters meldete sie dem Siebzehnjährigen mit den Worten: «Endlich ist der Kerl verreckt.» Die vergiftete Familienatmosphäre und einiges andere, hauptsächlich aber die unzweifelhafte Wahrhaftigkeit des Verfassers erinnert an eine Pionierleistung psychologisch-autobiographischen Erzählens in der deutschen Literatur, an den Roman «Anton Reiser» von Karl Philipp Moritz (1756 bis 1793).

Es mag zum Teil aus den seelischen Erschütterungen seiner Jugend zu erklären sein, dass es Gebser neben der objektivierenden philosophischen Bemühung immer wieder zu subjektiv-dichterischem Ausdruck drängte. Die Begabung dafür war kaum viel geringer als die philosophische. Der erwähnte Band «*Gedichte*» enthält Gebsters gesamte Lyrik und seine Übersetzungen. Hölderlin und Rilke tönen in manchen seiner Verse nach. Bisweilen macht sich das Denkerisch-Begriffliche zu stark bemerkbar. Meist aber sind Erlebtes und Gedachtes in bildhafte Sprache gefasst. Besinnlichkeit mit einem Einschlag von Schwermut herrscht fast durchwegs und ist in den kleinen strophischen Gedichten von feiner Sprachmelodie getragen:

Lass dem Herzen diesen Streifen Trauer,
diesen Widerschein aus so viel Glück.
Alles wird durch ihn genauer,
auch die Freude, und ein Stück

Dunkelheit wie diese milde
zeichnet reiner die Konturen ein,
die im wandelbaren Bilde
Werden sind und Sein.

Von den grösseren, hymnenartigen Gebilden sei «Das Totengedicht» genannt, in welchem Motive der «*Schlafenden Jahre*» anklingen und der dort geübte Verzicht auf Anklage bekräftigt wird. Erst spanisch geschrieben, dann vom Verfasser in die Muttersprache übersetzt wurde der Zyklus «*Nachmittagsgedichte*». In der Originalsprache und in Gebsters Übersetzung sind zahlreiche Gedichte moderner Spanier wie Rafael Alberti, Manuel Altolaguirre, Jorge Guillén und Lorca wiedergegeben. Den Abschluss des Bandes bilden

achtzehn Gedichte von Hölderlin, die Gebser zusammen mit Luis Cernuda ins Spanische übertragen hat.

Robert Mächler

¹Jean Gebser, *Ein Mensch zu sein, Betrachtungen über die Formen der menschlichen Beziehungen*, Francke-Verlag, Bern und München 1974. – ²Jean Gebser, *Gedichte*, Novalis-Verlag, Schaffhausen 1974.

HINWEISE

Perspektiven unserer Landesverteidigung

Die militärstrategische Lage der Schweiz heute, die Entwicklungen und Veränderungen in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg, die sicherheitspolitische Situation Europas: diesem Fragenkomplex wendet sich der erste Teil von Heft 12 der vom «Verein zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft» herausgegebenen Schriftenreihe zu («Unsere Armee in den siebziger Jahren. Ihre Möglichkeiten und Bedürfnisse im Lichte der allgemeinen militärstrategischen Entwicklung»). Die knappe, aber gründliche und sich an erhärteten Tatsachen orientierende Studie kann so durchaus als Hintergrundinformation und Ergänzung des bundesrätlichen Berichts von 1973 zur schweizerischen Sicherheitspolitik dienen. Die zweite Hälfte der Schrift befasst sich dann mit den für unsere Landesverteidigung aus dem vorher Dargelegten zu ziehenden Schlüssen. Auch hier liess man sich von nüchternen Überlegungen leiten; es werden – so zum Beispiel im Abschnitt, der sich mit der «notwendigen Verstärkung der Armee» beschäftigt – keine militärischen Maximalforderungen aufgestellt. Trotzdem ist vorauszusehen, dass diese Thesen nicht überall auf ungeteilte Zustimmung stossen werden. Dabei muss

aber eines deutlich festgehalten werden: auch denjenigen, die (wie die Verfasser des vorliegenden Heftes) – mit guten Gründen – eine Intensivierung der militärischen Anstrengungen fordern, geht es um nichts anderes als um eine möglichst effiziente *Kriegsverhinderung*; somit dürfte auch der immer noch zu hörende Vorwurf einer «Igelmentalität» daneben zielen: die Schweiz wird nicht als bewaffnete Insel gesehen, sondern als Bestandteil der gesamteuropäischen militärischen Landschaft. (Heft 12 des Vereins zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft, Zürich 1974.)

Friedensforschung

Der von *Bruce M. Russett* (Yale) herausgegebene Sammelband «Peace, War, and Numbers», Sage Publications, Beverly Hill/London, ist in jeder Hinsicht – methodologisch wie auch in bezug auf die Fragestellung – repräsentativ für die angelsächsische Konflikts- und Friedensforschung. 11 bedeutende Spezialisten greifen miteinander verwandte Probleme auf: zum Beispiel die Zusammenhänge zwischen Kriegshäufigkeit einerseits und strukturellen Merkmalen des internationalen Systems, innenpolitischen Charakteristika und Machtgefällen andererseits, ferner die Eskalation von Konflikten und de-

ren beobachtbare Gesetzmässigkeiten, schliesslich die Rolle der öffentlichen Meinung bei der Steigerung der Verteidigungsausgaben. Alle Beiträge sind den methodisch strengen Grundsätzen der modernen Sozialforschung verpflichtet, und in jedem Beitrag wird mit Hilfe empirischer Daten versucht, die Hypothesen zu prüfen. Das ganze Buch ist von dem für die amerikanische Sozialforschung typischen realistisch-nüchternen Optimismus getragen; so bemerkt Russett im Vorwort: «Science may not save us, but we are unlikely to be saved without it.»

Teufel und Gesellschaft

Exorzismus – eine Frühform der Psychotherapie? Die Ärztin und Geisteswissenschaftlerin *Cécile Ernst* behandelt in ihrem Buch «Teufelsaustreibungen – Die Praxis der katholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert» dreizehn Fälle von Exorzismen und erörtert die medizinische Diagnose der Besessenheit. Dabei ist die Differenzierung zwischen Hexen und Besessenen – die im Rückblick oft gleichgestellt werden – besonders wertvoll: Die ersteren hatten nach Ansicht der Zeit einen Bund mit dem Teufel geschlossen, während Besessene dessen passive Opfer geworden waren. Ihre Symptome einer nicht-organischen Erkrankung wurden gesellschaftlich anerkannt und von der katholischen Kirche mit einer Behandlungspraxis angegangen, die als medizinhistorisches Phänomen Parallelen zur heutigen Psychotherapie erlaubt. Neben den psychologiegeschichtlichen Aspekten vermittelt das Buch zahlreiche Einblicke in Lebensbedingungen, Verhaltensmuster und Traditionsschemata der namenlo-

sen breiten Gesellschaftsschicht in den zwei behandelten Jahrhunderten und ist damit auch für den Kulturhistoriker wertvoll (Verlag Hans Huber, Bern, Stuttgart, Wien 1972).

Internationale Politik

In gewohnt guter Qualität legt das Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, Bonn, den neuesten Band seiner Jahrbuchreihe, «*Die Internationale Politik*» vor – den siebten dieser Reihe und den Jahren 1964/65 gewidmet. Noch stärker als in früheren Bänden wurde hier der Schwerpunkt auf die Darstellung einzelner Problemkomplexe (und weniger auf die schematisch-regionale Aufgliederung des Textes) gelegt. Zur Sprache kommen so vor allem die Eskalation in Vietnam, die Lockerung der Bündnissysteme, das Zweite Vatikanische Konzil (bearbeitet von Hanno Helbling, Zürich), die Struktur des Ostblocks nach Chruschtschows Sturz und die Ausweitung des sowjetischen Engagements im Mittleren Osten. Wie üblich ergänzen vorzügliche und umfangreiche Literaturhinweise und Register die Darstellung. Mit diesem Band hat sich diese Reihe vollends einen prominenten Platz in der zeitgeschichtlichen Literatur gesichert und sich gleichzeitig auch gegenüber ihrem Vorbild, dem britischen «*Survey of International Affairs*» vorteilhaft profiliert.

Alarmbilder

Es begann – sozusagen – mit einem Paukenschlag: der erste Band der vom Artemis-Architektur-Verlag herausge-

gebenen Reihe «Alarmbilder» (*Rolf Kellers* Anklageschrift «Bauen als Umweltzerstörung») war wohl einer der besten «Starter», die eine neue Buchreihe der letzten Jahre auf den Markt gebracht hatte. Das zeigt sich nebenbei auch darin, dass es seither – mindestens in der Schweiz – eigentlich nicht mehr möglich ist, über städtebauliche und verwandte Fragen zu diskutieren, ohne dieses Pamphlet (im besten Sinne des Wortes) zu berücksichtigen. Begreiflich: denn eine plastischere, eindrucklichere und rücksichtslosere Bestandesaufnahme der städtebaulichen Sünden der jüngsten Vergangenheit lässt sich kaum vorstellen. Die konzentrierte Fülle von unspektakulären Schwarzweissaufnahmen unserer von der Bauwelt geprägten Umwelt wirkt deshalb so beklemmend, weil das alles längst alltägliche und darum kaum mehr bewusst zur Kenntnis genommene Bilder sind – Bilder aber, in denen sich eine wahrhaft erschreckende Destruktivität spiegelt. Die auffallendste Wirkung des Buches zeigte sich wohl in der Sprachlosigkeit seiner meisten Betrachter und Leser; die geballte Ladung an Hässlichkeit verschlug sogar den direkt Betroffenen, den Architekten und Städteplanern, beinahe das Wort. Was einerseits verständlich ist, andererseits aber doch verwundert: denn wie bei allen Streitschriften ist auch bei Keller eine gewisse Einseitigkeit zu konstatieren; so ist nicht alles, wenn auch vieles, was in den letzten zwanzig Jahren gebaut wurde, trostlos, menschenfeindlich und brutal. Darf man hoffen, dass eine – möglichst fruchtbare – Auseinandersetzung doch noch stattfinden wird?

Verglichen mit diesem «Steinwurf» ist der zweite Band der Reihe wesent-

lich weniger aufsehenerregend geraten. Der Schriftsteller und Verkehrsplaner *Hans Boesch* äussert sich darin zum Thema «Der Mensch im Stadtverkehr» – einem Problem also, das (so meint man zunächst) schon längst erkannt, wenn nicht gar zerredet worden ist. Aber Boesch geht die an und für sich nicht mehr besondere Spannung erzeugende Sache auf originelle Weise an, indem er, geschichtliche Entwicklungen und psychologische Erkenntnisse miteinander logisch verbindend, zu den tieferen Gründen vorstösst, die schuld daran sind, dass sich der moderne Mensch im Stadtverkehr eben so und nicht anders verhält; so erscheint endlich auch Irrationales (etwa in Verbindung mit dem Auto-Kult) plötzlich erklärbar und deshalb auch – zumindest theoretisch – kurierbar.

(Verlag für Architektur Artemis, Zürich, 1973 beziehungsweise 1975.)

Das Problem Südafrika

So viel schon über Südafrika geschrieben wurde – der «Südafrikareport» füllt eine schon seit langem störende Lücke. *Hans O. Staub* hat das Land mit offenen Augen bereist und die Probleme ohne Voreingenommenheit eruiert. Und da der Autor zudem nicht der Sucht verfallen ist, ständig seine persönliche Meinung darzulegen oder – was bei diesem Gegenstand zu verstehen wäre – Noten zu erteilen, ist das Resultat ein politischer Reiseführer erster Güte. Gerade die nüchterne Beschränkung auf «facts» lässt das Bild eines Staates hervortreten, dessen Versuche, ein Rassenproblem durch willkürliche und künstliche Segregation zu lösen, längst nicht mehr in die Zeit passen. (Europaverlag, Wien 1975.)